Zwei Freundinnen.

Roman von W. Heimburg.

Der Schnellzug hielt vor dem Perron in H. „Eine Minute Aufenthalt!" riefen die Schaffner, von Coupé zu Coupé eilend. Vor der Wagenreihe entwickelten sich die bekannten Abschieds- und Begrüßungsscenen; dazwischen verlangten halbverdurstete Reisende nach Bier, schrieen die Gepäckträger ihr „Vorsicht!" in den sprechenden, hastenden Menschenknäuel, und die Glocke that ihre drei durchdringenden Schläge. Die Coupés hatten sich im Umsehen gefüllt, trotz des unverhohlenen Mißfallens der bereits darin Sitzenden, und wie mit einem Zauberschlage war Ruhe eingetreten. Eben setzte der Zugführer sein Pfeifchen an den Mund, da stürzte in athemloser Hast ein junges Mädchen aus dem Stationsgebäude.

„Wohin?" rief ihr der Schaffner entgegen.

„Nach Hohenberg, zweite Klasse — Damen — —!" stieß sie hervor.

„Schon besetzt!" sagte der Mann lakonisch, riß die Thür zu einem Coupé erster Klasse auf, half der schlanken Gestalt hinein, warf Plaidbündel und Reisetasche hinterher und ging dann langsam auf dem Trittbrette des bereits fahrenden Zuges weiter, um mit dem Coupiren der Billete zu beginnen.

Indeß saß das Mädchen noch immer athemlos, auf dem rothen Sammtpolster, betrachtete ihr Handgepäck, rückte sich den Strohhut auf den blonden Haarflechten zurecht und tupfte mit dem Taschentuch das erhitzte Gesichtchen. Dann faßte sie die Dame in's Auge, die zum entgegengesetzten Fenster hinausschaute und nicht einmal den Kopf gewendet hatte, als sie so eilig hineinflog. Sie trug ein einfaches braunes Tuchkleid ohne irgend welchen Aufputz, aber es umschloß in tadellosem Sitz die zierlichen Formen einer jugendlichen Gestalt. Unter dem Faltenrocke schaute ein schmaler eleganter Lederstiefel hervor; vielknöpfige Marseiller Handschuhe bekleideten die schlanken Hände, und ein braunes, schmuckloses Filzhütchen, welches graziös auf einer Fülle dunklen Haares saß, vervollständigte die ausgesuchte Toilette.

Auf dem Sitze der Dame gegenüber lag ein aufgeschlagenes Buch neben einer eleganten Juchtenmappe, auf deren Silberbeschlag ein H. L. unter siebenzackiger Krone gravirt war. Das Buch zeigte lateinische Lettern und schien in französischer Sprache verfaßt zu sein. Einige riesenhafte Zeitungsblätter waren zu Boden geglitten, und neben ihnen erblickten die braunen verwunderten Augen des Mädchens die Ueberreste von zwei Cigaretten. Sie wußte nun, woher der eigenthümlich süßliche und doch scharfe Duft kam, der das Coupé erfüllte.

„Das Billet, ich bitte —" tönte die Stimme des Schaffners, der sich zum Fenster hinein bog. Hastig fuhr die kleine Mädchenhand in die Tasche des Kleides, um sie ebenso hastig wieder leer hervorzubringen. Ein eifriges Suchen begann in der Reisetasche, auf dem Sitz, an der Erde, und währenddem jagten Röthe und Blässe in jähem Wechsel auf dem weichen Mädchengesicht, und die Augen hingen erschreckt an der verdrießlichen Miene des Schaffners.

„Ich muß mein Portemonnaie verloren haben und mit ihm das Billet," stammelte sie endlich.

„Sehen Sie nur noch einmal nach," brummte der Mann, „ich komme wieder zurück." Damit war er verschwunden, und sie fing auf's Neue an, die Taschen ihres schwarzen Alpacakleides und die Gepäckstücke zu durchsuchen. Umsonst! Ein halblautes „Ach Gott!" zitterte durch den Raum, und dann fragte eine eigenartig klingende Frauenstimme:

„Kann ich Dir irgendwie aushelfen, Lucie Walter?"

Die Angeredete sah erstaunt in das schöne regelmäßige Antlitz, das sich zu ihr gewendet, das ihr so bekannt erschien und dessen sie sich doch durchaus nicht zu erinnern vermochte.

„Du siehst noch eben so aus, Lucie, wie damals, als wir gemeinschaftlich durch den Gartenzaun Deines Vaters krochen, um Erdbeeren zu naschen."

Ueber das Gesicht des Mädchens flog ein Lächeln. „Hortense von Löwen — ich hätte Dich — Sie —"

„Dich! Bitte schön — wenn es Dir recht ist?" sagte Hortense und faßte die dargebotene Hand.

„Dich nicht erkannt," vollendete sie dann.

„Das glaube ich wohl. Du aber gleichst noch ganz, Zug für Zug, dem blonden Kinde; als habe Dich Deine Mutter in einem Glaskästchen aufbewahrt, so unverändert und weich ist Dein Gesicht geblieben, während ich —" Sie stockte. „Wie alt war ich," sprach sie weiter, „als wir bei Euch zur Miethe wohnten — zwölf Jahre ungefähr. Jetzt bin ich fünfundzwanzig, also dreizehn Jahre sind vergangen! — Wie alt warst Du zu jener Zeit?"

„Zehn Jahre, Hortense!"

Sie saßen sich jetzt gegenüber; Hortense nachlässig zurückgelehnt, Lucie kerzengerade, wie man bei Anstandsbesuchen zu sitzen pflegt.

„Also dreiundzwanzig jetzt? Wie ist es Dir ergangen seit unserem Wegzug von D.? Ich habe nie wieder von Euch gehört. Wie geht es Deinen Eltern und Geschwistern?"

Das Lächeln wich plötzlich aus dem Mädchengesicht. Lucie sah auf ihre Hände herunter, und es dauerte eine ganze Weile, ehe sie mit unterdrücktem Schluchzen antwortete: „Sie sind Beide gestorben."

Hortense von Löwen schwieg und schaute zum Fenster hinaus. „Und wo hast Du eine Heimath gefunden?" fragte sie endlich.

„Bei meiner ältesten Schwester, die an den Oberförster Remmert verheirathet ist. Weißt Du nicht mehr, wie sie Hochzeit hatten?"

„Doch, doch, ich erinnere mich. Sie war ein hübsches Mädchen, hatte ein weißes Mullkleid an und weinte so schrecklich bei der Trauung."

„Bei ihr bin ich gewesen bis jetzt."

„Und nun?" forschte Hortense.

Das klare Gesicht des Mädchens färbte sich wie Rosen. „Ich reise heute zu meiner Schwiegermutter, wo ich bis zu meiner Hochzeit bleiben werde."

Hortense von Löwen sah lächelnd in die von inniger Seligkeit leuchtenden Augen. „Ich gratulire Dir herzlich! Und Deine Schwiegermutter lebt in Hohenberg?"

„Ja! Und er auch. Er ist praktischer Arzt dort seit Kurzem; er war früher Assistent an der Klinik des Professor B. in H. Wie er sich dann mit mir verlobte, ließ er sich in Hohenberg nieder. Kennst Du Hohenberg?"

„Sehr gut. Ich lebe dort bei meinem Großvater."

„Dann kennst Du auch Doktor Adler?"

Hortense schüttelte abweisend den Kopf. „Niemand!" erwiderte sie. „Wir leben sehr still, der alte Herr und ich; ich bin auch viel auf Reisen."

„Und Dein Vater, Herr von Löwen — [illegible] ihm gut?" fragte Lucie.

Hortense setzte sich mit einem Ruck etwas mehr in die Kissen zurück. „Hoffentlich!" sagte sie kalt. „Da kommt übrigens der Schaffner, — darf ich Dir mein Portemonnaie anbieten? Die Dame wird nachzahlen auf der nächsten Station," wandte sie sich an den Beamten, „das Billet ist in der That verloren."

Der Mann steckte ein Trinkgeld ein und empfahl sich ehrerbietig.

„Ach, ich danke tausendmal!" stammelte Lucie.

„O, bitte sehr!" gab Hortense zurück, griff zu ihrem Buche und begann zu lesen.

Der Zug raste weiter durch die sonnige Frühlingslandschaft. Im Coupé war es still geworden; Luciens Augen hingen an dem schönen Antlitz ihres Gegenüber, und vor ihrer Seele begann Scene auf Scene aus längst vergangenen Tagen aufzusteigen. Das blasse, schmale Gesicht mit dem feinen Näschen, dessen Flügel beständig zu vibriren schienen, der schön geformte Mund, um den ein so hochmüthiger Zug liegen konnte, die stahlgrauen Augen, die in der Erregung grünlich zu schimmern vermochten, verschmolzen wunderbar mit dem Antlitz des kleinen Mädchens von damals, des wilden, schönen Kindes, das ihr ein lieber Spielgenosse gewesen und das jetzt wieder in ihrer Erinnerung lebendig wurde. Löwen's waren eines Tages nach D. gekommen, hatten den ersten Stock ihres väterlichen Hauses gemiethet und dort gewohnt, Vater, Tochter und Erzieherin. Lucie erinnerte sich genau des eleganten schönen Mannes mit den aristokratischen Zügen, und wie mit stürmischer Zärtlichkeit die Kleine an seinem Halse gehangen, wenn er nach wochenlanger Abwesenheit in sein Heim zurückkehrte. Damals trug Hortense noch Trauer um die Mutter; es hatte so seltsam ausgesehen, das wilde blasse Kind in der tiefschwarzen Kleidung. Auch die Erzieherin vergegenwärtigte sich ihr wieder, die beständig alterirte ältliche Person, die ewig auf der Suche nach ihrem Schützling war. „O, Mademoiselle Lucie, liebste Madame Walter, haben Sie Hortense nicht gesehen?"

Lucie war es streng verboten, sich durch den Wildfang zu Spazierfahrten mit dem Ziegenbock oder zu Ritten auf dem Pony verführen zu lassen. Mademoiselle Bertin aber hatte der Mutter förmlich gute Worte gegeben in ihrem gebrochenen Deutsch: „Lassen Sie, Frau Doktor, Mademoiselle Lucie öfter kommen! Hortense hat eine Faible für sie; sie ist sonst so sehr exclusiv.—Mademoiselle Lucie ist so sanft, sie wird haben guten Einfluß auf Hortense."

Sie erinnerte sich aller der Spiele, die Hortense angegeben, des Wettlaufens im Hofe, der heimlichen waghalsigen Klettereien auf dem Hausboden, und dann der Schelte, wenn sie mit bestäubten, zerrissenen Kleidern vor der Mutter stand. Und sie meinte mit einem Male, wieder die lockende unbezwingliche Sehnsucht zu fühlen, die sie damals empfunden, wenn sie an dem Tische der Kinderstube saß mit einer Schularbeit beschäftigt, und aus dem Gezweig des Birnbaumes vor den Fenstern das blasse Kindergesicht mit den winkenden grauen Augen auftauchte, von dunklem Haar umfluthet. „Kommst Du nicht? Mache rasch! Ich warte in der Scheuer."

Hals über Kopf wurden die Exempel gerechnet; dann hockten sie in der dämmerigen Scheuer, wo es so merkwürdig dumpfig roch. Und Hortense erzählte: „Wenn ich erst groß bin, dann —"

Sie hatten schon damals viel von einem Bräutigam gesprochen.

Sie lächelte. Es war doch wunderbar, daß sie sich hier wieder trafen nach so vielen Jahren! Wie mochte es ihr ergangen sein? Sie hätte es gern gehört; aber sie wußte nicht recht, wie sie sich erkundigen sollte.

„Wie geht es, Mademoiselle Bertin?" fragte sie endlich.

„O, danke, gut! Ich habe sie noch bei mir; sie ist sehr stark und wunderlich geworden."

Lucie schwieg wieder. Dann fiel ihr ein, wie Hortense einst eine wunderbar schöne Puppe von ihrem Onkel bekam, der sich besuchsweise bei ihrem Vater aufhielt, und wie sie diese Puppe sofort an Lucie verschenkt hatte, weil sie „solche Albernheiten, wie Puppen, nicht leiden könne". „Wie geht es denn dem alten Onkel Ludolf? Ich erinnere mich eben an die Puppe," setzte sie stotternd hinzu, als Hortense das Buch sinken ließ und sie groß anschaute.

„Alt? Ja, er war sieben Jahre älter als mein Papa," erwiderte sie. „Du kanntest ihn — richtig! Ich habe ihn später geheirathet, gleich als ich aus der Pension kam. Dann — vier Wochen nach unserer Hochzeit, stürzte er in Baden-Baden bei einem Rennen und starb am anderen Tage."

Luciens Augen hatten sich vor Erstaunen vergrößert.

„O, wie traurig," sagte sie herzlich, „das thut mir leid! Und nun bist Du so einsam geblieben?"

Die junge Frau antwortete nicht; sie zuckte nur die Schultern, als wollte sie sagen: „Es ist das Schlimmste noch nicht."

Nach einer Pause setzte sie flüchtig hinzu, indem sie wieder ihr Buch aufnahm: „Ich habe mich wieder verlobt und verheirathe mich in vier Wochen."

Lucie wagte nicht zu fragen, mit Wem? Aber Hortense gab sofort Auskunft darüber:

„Mein Bräutigam heißt von Wilken und steht bei den X. Dragonern."

Sie wandte wieder den Blick in ihr Buch und schien bald angelegentlich zu lesen. Endlich legte sie die Lektüre beiseite, lehnte den Kopf an die Polster und schloß die Augen. Auch Lucie setzte sich bequemer zurück; ihre Gedanken flatterten voran in die neue Heimath, und allmälig beschäftigte sie sich ganz mit ihrer nächsten Zukunft.

Als sie an ihre unbekannte Schwiegermutter dachte, überkam sie eine gewisse Angst; sie holte ein Taschenspiegelchen hervor und sah zu, ob die geschnitzte Elfenbeinrose gerade sitzen geblieben und die Stirnlöckchen nicht allzusehr zerzaust seien. Endlich nahm sie Nähnadel und Faden und vernähte einen winzigen Riß in den braunseidenen Handschuhen.

So fuhren die Beiden schweigend dahin. Die regelmäßige Erschütterung des Wagens wirkte allmählich einschläfernd auf das junge Mädchen. Sie erwachte erst, als Frau von Löwen ihre Schulter berührte und sagte:

„Wir sind gleich in Hohenberg."

Lucie bekam auf einmal heftiges Herzklopfen; mit zitternden Händen rüstete sie sich zum Verlassen des Wagens, während Hortense sie halb belustigt, halb mitleidig betrachtete.

„Du scheinst sehr aufgeregt zu sein," sagte sie.

„Mir ist angst!" gab die kleine Braut zurück.

„Warum? Er wird wohl mit einem Strauß auf dem Perron stehen! Nicht wahr?"

Lucie wurde dunkelroth.

„Ach, ich glaube es nicht," stotterte sie, aber ihre glücklichen Augen widersprachen den Worten.

Nun hielt der Zug, und Hortense von Löwen sagte ihrer Reisegefährtin Adieu.

„Ich werde mich freuen, Dich bei mir zu sehen, Lucie!"

„Ich komme!" versicherte Lucie, halb erstickt vor Angst, „und vielen Dank nochmals, vorläufig —"

Hortense stieg aus dem Wagen und schritt über den Perron, vor dessen Eingang ein eleganter Einspänner hielt. Sie trat zu dem schönen Thier heran, klopfte ihm den glänzenden Bug und Hals, sprang auf den hohen Kutschersitz und nahm die Zügel. Sie wartete dort noch auf ihren kleinen Koffer, als zwei Damen an ihr vorüber schritten und ein Paar braun enttäuschte Augen zu ihr aufschauten — die kleine Reisegefährtin mit der Schwiegermutter. Der Bräutigam war also wirklich ausgeblieben. Sie sah ihnen nach. Die alte, hagere Dame mit den scharfen Gesichtszügen in dem spießigen, unmodernen Kaschemirumhange hatte sie keines Blickes gewürdigt. Ihre Lippen kräuselten sich spöttisch, als hörte sie, was jetzt über sie gesprochen wurde:

„Kennst Du die Dame, mein Kind?"

„Ja, ich fuhr mit ihr—ja, von früher her; wir haben zusammen gespielt, und heute trafen wir uns zufällig wieder."

„Das ist aber durchaus keine Bekanntschaft, die Du fortsetzen darfst! Diese Frau von Löwen ist eine ganz verdrehte, exaltirte Person, sie reitet, fährt, raucht Cigarren — —"

In diesem Augenblick holte das rasche Fuhrwerk die Sprechenden ein; Hortense sah in eine verlegene, erschreckte Miene, und das spöttische Lächeln verschärfte sich um ihren Mund.

„Sie sieht entsetzlich herausfordernd aus," seufzte die Frau Steuerräthin Adler. — „Das sollte meine Tochter sein!"

Lucie wagte nicht zu widersprechen, obgleich eine Vertheidigung auf ihren Lippen schwebte. Und jene zwanzig Mark, die sie dem Portemonnaie der geschmähten Frau entnommen, die eben in einer Staubwolke auf der Chaussee ihren Blikken entschwand, brannten sie wie Feuer. Sie war ein so liebes, gutes Kind gewesen und nun so?

Indessen flog der Wagen rasselnd über das schlechte Steinpflaster der Straßen, bog am Ende einer Gasse in ein Thor, das sich sofort hinter dem Gefährt schloß, und hielt nun vor einem von uralten hohen Rüstern umstandenen Hause. In der geöffneten Thür harrte ein alter Herr mit silberweißem Scheitel und in peinlich sauberem Anzuge der Kommenden. Er hatte sich auf einen Stock gestützt und streckte nun der jungen Dame die zitternde Hand entgegen.

„Grüß' Gott, Hortense! Es ist gut, daß Du wieder daheim bist!"

„Guten Tag, Großpapa!" erwiderte sie, und seinen Arm nehmend, trat sie mit ihm in die große kühle Hausflur und leitete ihn in ein Zimmer zu ebener Erde, das elegante Gemach eines Kavaliers aus vergangener Zeit.

„Nimmst Du eine Tasse Chocolade?" fragte der alte Herr und ließ sich am Kamin nieder vor einem Tischchen, auf dem eine wappengeschmückte, zur Hälfte geleerte Mundtasse stand, neben einem Schachbrett, das zum Spiel bereit gemacht war.

„Ich danke, Großpapa!" Sie blieb ruhig vor ihm stehen.

„Wie ist's geworden, Hortense?"

„O, nicht gar so schlimm, Großpapa; die Sache ist geordnet, aber es hat mich viel gekostet. Papa ist bereits unterwegs nach der Schweiz; er beabsichtigt in Genf zu leben."

„Hortense, sage die Wahrheit, wie viel ist es? Konntest Du noch allen seinen Verpflichtungen nachkommen? War es noch nicht zu spät? Ist etwas bekannt geworden?—Es wäre furchtbar peinlich, Hortense! — Ließ sich Wirth beschwichtigen?"

„Mit Geld läßt sich Alles erreichen, Großpapa!" sagte sie gleichgiltig.

„Schenke mir klaren Wein ein! Wie groß ist das Opfer, das Du bringen mußtest?"

„So groß, daß ich Dillendorf zum Verkauf gestellt habe."

Der alte Herr erblaßte und fuhr heftig empor.

„Das durftest Du nicht!" rief er erschreckt.

„Was sollte ich machen, Großpapa? Es war nur eine Wahl — Schande oder Trennung von Dillendorf."

„Der Ehrlose!" murmelte der alte Mann und fuhr sich mit dem seidenen Taschentuch über die Stirn.

Eine lange Pause entstand. Sie lehnte wie schwach am Kamin mit zusammengepreßten Lippen.

„Ist ein Brief hier von Wilken?" fragte sie endlich zögernd.

„Jawohl! Jawohl! Oben in Deinem Zimmer!" erwiderte rasch Herr v. Meerfeld.

Es war, als athme sie auf.

„Ich hatte seit acht Tagen keine Nachricht," sprach sie, „obgleich ich ihm meine Berliner Adresse geschrieben. Ich will hinauf und mich umziehen. Und, bitte, Großpapa, sprich nicht mehr von Dillendorf — es ist mir so schwer, daran zu denken!"

„Seit zweihundert Jahren gehört es den Löwen's," jammerte der alte Herr. „Wie hat Dein verstorbener Mann daran gehangen! Und durch diesen ehrlosen Menschen muß es verloren gehen!"

Hortense wurde dunkelroth. Dieser Ehrlose war ihr Vater. „Ja," sagte sie, „es war mir auch, als wenn ein Stück von meinem Herzen losgerissen würde, da ich dem Agenten Auftrag zum Verkauf gab. Aber nun sei still davon — es ist nicht anders."

„Du konntest ja Hypotheken aufnehmen!"

Sie schüttelte den Kopf. „Du weißt nicht, wie viel schon darauf lastet. Es ist doch nicht das erste Mal, daß ich in solcher Angelegenheit zu Papa reise."

„Und Du? Hortense, wenn nun Wilken mit seinem Vermögen eingesprungen wäre?"

„Ich hätte es niemals angenommen! Sollte ich zu ihm gehen und sagen: Mein Vater hat betrogen? — Ich will ihm nur schreiben, und zwar nachher gleich, daß ich große pecuniäre Verluste gehabt habe!"

„Wird ihn sehr erheitern," meinte der alte Herr ironisch.

„Er ist kein Mensch, der Ansprüche an das Leben macht."

„Ja, ja, ich weiß; er ißt Abends Butterbrot und Käse und hält Austern für ein ekelhaftes Futter. Aber dennoch! — Du hast zwar das Vermögen Deiner Mutter, aber was ist das gegen Dillendorf und die Summen, die auf so unerhörte Weise verlumpt sind!"

„Ich soll Dich von der Baronin Santen grüßen," unterbrach ihn die junge Frau rasch und nahm ihren Schirm, um zu gehen.

„Hortense! Hortense!" rief ihr der alte Mann nach, „erzähle doch, wo war sie? Wie sah sie aus?"

„Ich komme bald wieder; nur eine halbe Stunde der Ruhe!"

Sie schloß die Thür und ging durch die riesenhafte Flur die breite Holztreppe hinan zum oberen Stock. Ein ältliches Stubenmädchen öffnete in dem langen Korridor eine Thür, und sie trat nun in ihr eigenes Wohnzimmer.

Es war ein hohes, weites Gemach mit mächtigem Balkenwerk unter der Decke, Wandtäfelungen und reich vergoldeter Ledertapete aus längstvergangener Zeit. Die vielen bequemen Polstermöbel modernen Ursprungs, der reiche Smyrnateppich, der den Boden deckte, nahmen sich fast fremdartig darin aus. Die Fenster waren geschlossen, und durch das Laub der Rüstern drang ein seltsam grünliches Licht in den Raum, das noch durch schwere türkische Vorhänge gedämpft wurde. Auf der Platte des großen Schreibtisches, der, schräg gestellt, die eine Ecke ausfüllte, lag ein Brief. Hortense kam hinüber und betrachtete das Schreiben, ohne es zu berühren, legte Hut und Schirm ab und stellte sich mit verschränkten Armen vor ein lebensgroßes Männerporträt, welches neben dem Schreibtisch auf einer Staffelei seinen Platz gefunden hatte.

Es war ein grenzenlos trauriger Ausdruck in ihren Augen.

„Ein Ehrloser!" murmelte sie. „Es thut so wehe, so furchtbar wehe! Und ich weiß doch, wie kein Anderer, daß es wahr ist!"

Ihre Stimme war allmählich lauter geworden; sie hatte die Hände an die Schläfe gepreßt; die letzten Worte klangen wie ein Wimmern.

Sie setzte sich auf den Stuhl vor dem Schreibtisch und sah den Brief an. Einmal streckte sie die Hand danach aus, zog sie aber wieder zurück und saß eine lange Zeit, ohne sich zu rühren. Endlich nahm sie doch das Schreiben, erbrach es und las. Schon nach den ersten Zeilen richtete sie sich aus ihrer nachlässigen Stellung auf, und je weiter sie las, desto starrer wurde die Haltung ihres Kopfes, desto höher die Röthe ihrer Wangen. Sie las das Blatt noch einmal und lachte laut auf.

„Natürlich!" sagte sie und ihre Augen funkelten, „es ist zu komisch, es ist zum Todtlachen!"

Sie sprang empor und stürmte, den Brief in der Hand, durch den Korridor, die Treppe hinunter, in das Zimmer des alten Herrn.

„Noch eine Neuigkeit, lieber Großpapa!" rief sie mit gezwungener, lauter Stimme.

Der alte Herr fuhr aus dem leichten Schlummer in seinem Lehnstuhl empor und sah die vor ihm Stehende blöde an.

„Eine Neuigkeit? Doch eine gute, Hortense?"

„In der That, Großpapa—meine Verlobung mit Wilken ist aufgehoben!"

Sie lachte wieder und dabei bebten ihre Schultern wie im Fieber.

„Aber, Hortense, das ist vorschnell von Dir, das ist verkehrtes Anstandsgefühl! Was gehen ihn die Streiche Deines Vaters an? Ich bitte Dich, liebe Hortense, schicke den Brief nicht ab, redressire die Sache!"

„Ich?" rief sie laut. „Er sagt den Handel auf, hier hast Du es schwarz auf weiß — da! Papa hat irgend etwas mit ihm vorgehabt; er drückt sich so zart, so schonend aus! Ich denke mir, Papa hat, wie schon öfter, einmal sein Glück im Spiel zu bessern gesucht. Wahrscheinlich hat man ihn dabei ertappt und — wie komisch — gerade Wilken's Kameraden müssen ihn abfassen! Nicht wahr, es ist lächerlich, Großpapa? Ich begreife nicht, daß Du —"

Der alte Mann haschte nach ihrer heftig gestikulirenden Hand.

„Hortense, mein armes, liebes Kind," sagte er weich, „sei ruhig, um Gotteswillen! Gräme Dich nicht, Hortense, hörst Du? Weine nicht! Wer Dich so leicht aufgiebt, ist gar keiner Thräne werth!"

„Ich weine ja nicht!"

„Es ist wahr, Kind, es wäre am Ende besser, Du weintest! Deine selige Mutter, meine arme Agnes, die konnte sich alles Leid von der Seele weinen. Bitte, Hortense, lache nicht so! Ich kann es nicht hören; es ist unnatürlich," fuhr er angstvoll fort, als die junge Frau von Neuem lachte. „Du weißt, ich konnte Wilken nie leiden, und Du bist noch so jung und schön; der Rechte wird noch kommen."

Sie hatte aufgehört zu lachen und wandte sich zum Gehen, die Ohren mit den Händen zuhaltend.

„Bleibe noch ein wenig bei mir!" rief er ihr nach.

Sie schüttelte abweisend den Kopf und eilte in ihr Zimmer zurück, ohne auf die angstvollen Rufe des alten Herrn zu achten.

Er fuhr nervös mit seinem Taschentuch im Gesicht umher, stieß beim Aufstehen die Wappentasse um, aus der er vierzig Jahre getrunken, daß sie klirrend zerbrach, und riß so heftig an der Klingelschnur, daß er die Quaste in der Hand behielt.

„Die Bertin soll kommen!" schrie er jetzt dem Diener zu.

Und bald darauf erschien eine kleine, starke Dame, die Blässe des Schreckens auf dem vollen Gesicht und so athemlos, daß sie nicht sprechen konnte.

„Bertin!" jammerte er, sie mit zitternden Händen am Aermel fassend, „Bertin, eilen Sie! Schnell, schnell! Madame ist in Verzweiflung—sie hat schlechte Nachrichten — Sie wissen, mein Herr Schwiegersohn!"

Die alte Französin warf einen Blick zur Decke und stieß einen Seufzer aus.

„Ich konnte es mir denken, mein Herr," sagte sie und ging hinaus.—Ihre Zimmer lagen durch die Breite der Hausflur getrennt von denen des alten Herrn. Sie konnte nur schlecht die Treppen ersteigen und kam selten oder gar nicht in die Räume ihrer einstigen Schülerin. Sie führte in ihrem Wohngemach zwischen alten Erinnerungen ein still beschauliches Leben mit ihrer Angorakatze, murrte, wenn sie schlechter Laune war, über das langweilige Dasein, schrieb ihre Memoiren, wobei sie die früher gewissenhaft geführten Tagebücher benutzte, und spielte jeden Nachmittag ihre Schachpartie mit Monsieur le Baron, wobei es außerordentlich zierlich zuging. Sie hatte nur einen Kummer, das war die Undankbarkeit von Hortense, mit der diese ihre zweite Mutter, wie sie sich selbst zu nennen pflegte, behandelte.

Hortense war so über alle Begriffe „selbstständig"; sie vertraute ihr keinen Kummer an, fragte nie um Rath, und daher kam es natürlich, daß sie Narrheiten beging. Wenn sie öfter den Weg in Mademoiselles Zimmer hätte finden können, ja — dann! Aber auch heute war sie ohne „guten Tag!" nach oben gegangen. Es ist hart, so als Null behandelt zu werden!

Mademoiselle Bertin war, sich am Geländer haltend, mühsam die Stufen hinauf geschritten; nun hallte ihr tiefes Athemholen förmlich im Korridor wider. Sie trat dann feierlich in das Zimmer der jungen Frau; da flog im nämlichen Moment krachend die gegenüberliegende Thür des Salons zu, und sehr hörbar ward ein Schlüssel umgedreht. Am Boden aber lag die große Photographie von Hortensens Vater, der Rahmen zerbrochen, das Glas zertrümmert und auf dem Bilde ein Blutfleck.

"Mon dieu! mon dieu!" jammerte die entsetzte Dame, „was ist hier geschehen? Pauvre enfant! — Hortense!" rief sie vor der Schlafstubenthür. „Ich bin's! Oeffnen Sie, sagen Sie mir Ihren Kummer! Wir haben doch Alles gemeinschaftlich getragen!"

Aber es blieb todtenstill dort innen.

Unterdessen saß Lucie Walter am sauber gedeckten Tisch in der peinlich geordneten Wohnstube ihrer Schwiegermutter, der Frau Steuerräthin Adler, beim Abendessen. Sie saß da mit dem vollen Gefühl des Fremdseins und wagte kaum aufzuschauen unter dem musternden Blick der zwei grauen Frauenaugen, die so unablässig jede ihre Mienen beobachteten. Sie hätte weinen mögen: denn es war Alles so anders, als sie gedacht! Sie hatte ein gutes behagliches Schwiegermütterchen erwartet, das sie, die Verwaiste, in die Arme nehmen würde, um sie herzlich abzuküssen. Und nun fühlte sie noch immer die kühle Berührung auf der Stirn, und von diesem Fleck strahlte ein förmliche Kälte durch ihren ganzen Körper und machte sie unfähig, liebenswürdig zu erscheinen.

Vor ihr auf dem Tische stand ein plumpes Bouquet aus Vergißmeinnicht und Goldlack, ein Willkommen des Bräutigams, der leider verhindert war, sie zu empfangen, weil er plötzlich über Land geholt worden. Man sah es dem Strauße an, daß er von einer Gemüsefrau auf dem Wochenmarkt bezogen war. —Die Wurstschnittchen waren so unsagbar dünn, der Thee so merkwürdig hellblond, das Dienstmädchen so klein und halbgewachsen und die Mama so auserwählt fein und gemessen mit dem süßsäuerlichen Zug um den Mund! Tante Dettchen, die Schwester des verstorbenen Hausherrn, die auf der anderen Seite des jungen Mädchens ihren Platz hatte, war das einzige freundliche Bild in ihrer rundlichen Fülle und mit ihrem gutmüthigen Gesicht. Nachdem Alfred in's Ungebührliche hinaus gelobt worden war und Lucie immer wieder gehört hatte, daß kein Mensch auf der ganzen Welt mehr eine gute folgsame, einfache Frau verdiene, als er, nahm Frau Steuerräthin eine frische Tasse Thee und sich in eine noch geradere Positur setzend, begann sie zu ihrer Schwägerin gewendet:

„Und, denke nur, wie unangenehm, liebes Dettchen, da ist Lucie aus Zufall mit der Löwen in einem Coupé gereist."

Dettchen schien weiter nichts darin zu finden. Sie strich sich ein Butterbrod, das heißt, sie nahm ein unendlich winziges Theilchen Butter und kratzte mit dem Messer auf der ansehnlichen Schnitte energisch umher; Lucie konnte mit dem besten Willen nicht entdecken, auf welcher Stelle die Butter ihren Platz gefunden. „O! Ach!" sagte sie kopfschüttelnd.

„Und sie haben miteinander gesprochen!" fuhr die alte Dame fort.

„Warum auch nicht, beste Klara!"

„Na, ich dächte, man wüßte genug von der Gesellschaft! Dettchen, frage nicht so sonderbar!"

„Da kann doch die Tochter nichts dafür!"

„Die Kinder büßen für die Eltern," erklärte eifrig die alte Dame. „Ich weiß mit Bestimmtheit, daß es Alfred sehr unangenehm sein wird, wenn er dieses Zusammentreffen erfährt. Der Vater ist ein Hans Liederlich, die Tochter ein gefallsüchtiges, unweibliches, hochnäsiges Geschöpf!"

Dettchen widersprach nicht mehr; sie aß ihr Butterbrod.

„Wie hat der Vater in Berlin gelebt!" eiferte Frau Steuerräthin weiter, „wie ein Fürst! Es ist kein Jude in der ganzen Mark, dem er nicht schuldig wäre. Lucie erzählte mir da vorhin, die Gesellschaft hätte auch einmal bei ihnen gewohnt; sie zogen überall umher und blieben immer so lange, bis er ihre Gläubigern nicht mehr retten konnte. Dann ging's wieder in eine andere Stadt, das heißt, der ältere Bruder mußte ihn erst auslösen. Ein paarmal soll er die Geduld verloren haben, und der Herr Baron mußte sitzen; aber das ist ja keine Schande. Schulden halber — das ist nobel! Schließlich hat der Bruder noch das junge Ding geheirathet, und den Herrn Vater wollten sie in Amerika kalt stellen; ja wohl! Das ging nicht — das hätte er nicht nöthig! — der Bruder starb, die junge Frau erbte das Ganze, und nun schwindelt er ihr, wer weiß, wie große Summen ab. Am liebsten schlachtete er den alten Schwiegervater auch noch ein und das mütterliche Vermögen der Tochter — aber da ist ein Riegel vorgeschoben! wenn ich nur wüßte, wozu der allmächtige Gott solche Drohnen, solch ein menschliches Ungeziefer, erschaffen hat!"

„Aber, Klara!" fiel Dettchen der Entrüsteten in's Wort.

„Schweig', Dettchen!" rief die Schwägerin. „Hat der Unmensch nicht seine Frau todt geärgert? Das weiß jedes Kind hier! In's Grab hat er sie gekränkt mit seinem Leichtsinn, seiner Treulosigkeit, seiner schlechten Behandlung; aber so etwas wird nicht wie ein Mord bestraft! Und was hat er aus der Tochter gemacht? Eine ganz unnütze Person, die vor Hochmuth toll ist. Wenn man sie auf der Straße grüßt, weiß sie nie, ob sie danken soll, hat eine Art und Weise, gleichgiltig an den Leuten herunter zu sehen, die —"

„Aber Schwägerin, weshalb grüßest Du sie denn?"

„Ich — sie grüßen? Das sollte mir fehlen! Die Räthin Wachsmann hat es mir erzählt, die war einmal bei ihr, um sie für den Frauenverein und die Kleinkinderbewahranstalt anzusprechen. Sie wollte ja recht gern Geld geben, hat sie erklärt, müsse aber bitten, von ihrer persönlichen Betheiligung abzusehen! — Es sind doch andere Leute in unsern Nähverein gekommen und haben die Kinder inspicirt, ob sie sauber gewaschen und gekämmt sind, als Frau von Löwen! Die Frau Landräthin z. B. Und was das Lächerlichste ist: ihre alte Erzieherin ist genau so hochmuthsvoll wie sie."

Die alte Dame schwieg ganz erschöpft, räusperte sich, nahm ein Stückchen Zucker in den Mund und trank ihren Thee. Auf diese Weise versüßte sie eine große Tasse mit einem ganz winzigen Bruchtheilchen.

Tante Dettchen, die kein Wort der Vertheidigung hatte, faltete bedächtig die Serviette zusammen und fragte, Lucie freundlich ansehend:

„Soll ich Dir einmal den Garten zeigen, damit Dir das Warten auf den Schatz nicht so lang wird? Komm!"

Das junge Mädchen athmete sichtbar erleichtert auf. Sie wünschte „gesegnete Mahlzeit!" und schickte sich an, der Tante zu folgen. Da rief eine schrille Stimme hinter ihr:

„Hat sie nicht gesagt, wann sie heirathet?"

Lucie wandte sich um. „In vier Wochen, wenn Du Frau von Löwen meinst, Mutter."

„Na, ich gratulire ihm! Es gibt eben immer Gimpel, die sich einfangen lassen, es passirt den Besten."

„Komm, Kind," mahnte Tante Dettchen, und Lucie folgte ihrer Führerin die steile, finstere Holztreppe hinunter über einen winzigen Hof in den Garten.

Es war ein wunderliches Ding von einem Garten, in welchem Lucie und Tante Dettchen hin und her wandelten. Ein einziger Birnbaum stand inmitten des kleinen Geviertes; längs der Mauer lief der einzige Weg hin und mündete in der Laube, auf deren niedrigem Holzgestell wilder Wein üppig rankte. Sonst war, abgerechnet zwei Centifolienstöckchen, Alles zu Gemüseanlagen benutzt; Erbsen, Möhren, Zwiebeln und Salat standen in tadelloser Ordnung auf den Beeten; es war die reine Ironie, hier von einem Garten zu reden.

Hinter der mäßig hohen Mauer aber flüsterte der Westwind in den grünen Baumkronen, und die Abendsonne lag auf den Gipfeln mächtiger alter Linden und Ulmen.

„Es gehört zu der Meerfeld'schen Besitzung—der Großvater von Hortense von Löwen—weißt Du," erklärte Tante Dettchen hinausweisend.

Lucie schwieg. Die Wiederbegegnung mit Hortense berührte sie jetzt unsagbar peinlich. Sie saß still in der Laube neben der Tante und ihr war grenzenlos bang in diesem fremden Hause, das ihr die traute Häuslichkeit der Schwester ersetzen sollte. Instinktiv empörte sich ihr argloses Herz gegen das Wesen der Frau, welche die Mutter ihres Bräutigams war. Wenn er doch wenigstens erst käme! Er wußte, in welch' sonnigem Hause sie groß geworden; er kannte die Schwester, die trotz ihrer Leiden so sanft war; er kannte das frische, derbe Wesen des Schwagers, dem die Gutmüthigkeit aus jeder Linie des Gesichts sprach, und die Kinder mit ihrem Jauchzen und Spiel; er kannte die Linde vor der Hausthür, in der die Forsteleven für sie einen luftigen Sitz gebaut, und den weiten, weiten Wald und die Berge.

„Weinst Du?" fragte Tante Dettchen.

„Sei nicht böse, Tante, ich dachte an den Abschied."

„Ja, es ist schwer, aus der Heimath zu gehen," nickte das kleine, gute Gesicht. „Wo hast Du denn Alfred kennen gelernt?" erkundigte sie sich dann, in der Absicht, das Mädchen auf lichtere Gedanken zu bringen, und sie erreichte ihren Zweck vollkommen.

„O, er kam ja sechs Wochen lang täglich in unser Haus," berichtete Lucie, und ihr trauriges Gesicht hellte sich strahlend auf. „Meine Schwester war sehr krank—hat er es Euch denn nicht erzählt? Und einmal, da kam er erst gegen Abend. Ich stand eben am Fenster meiner Stube, ich ging aber nicht zu Mathilde hinunter —sie war eigentlich schon ganz gesund — weil ich mich vor ihm fürchtete; er sah mich immer so seltsam an, daß ich Herzklopfen bekam."

Sie schwieg und wand ihr Taschentuch zu einem Knoten in der Hand.

„Da, wie ich immer noch so stand — es war ein so wunderschöner Abend; am Himmel, der rosig erglühte, zogen lauter duftige Wölkchen, ich werde es nie vergessen und ich fühlte, daß mir etwas bevorstand—da kamen auf einmal die Kinder und holten mich jubelnd hinunter in die Wohnstube, und da — —"

Sie brach ab, das liebe Gesicht wie von Blut übergossen.

„Du hattest ihn also schon längst lieb, Kind?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Ich weiß es nicht; mir ist's, als hätte ich ihn schon immer gern gehabt; aber daran, daß er mich heirathen wollte, dachte ich nie. Es ist ein so großes Glück für mich, sagen sie Alle," erwiderte sie.

„Da haben sie Alle Recht. Er ist eine Seele von einem Menschen, ganz wie sein guter Vater —"

In diesem Moment fuhr Lucie empor; sie hatte das Rollen eines Wagens vernommen.

„Das ist er! Das ist er!" rief die Tante. „Da will ich doch gleich hin, damit er nicht erst nach oben geht."

Und sie lief, so rasch es ihre Fülle gestattete, den Weg entlang. Aber ehe sie noch die Thür in der Mauer erreichte, ward sie aufgethan und ein mittelgroßer, untersetzter Mann schritt mit einem ruhigen „Guten Abend! — ich dachte es mir wohl," an ihr vorüber und kam gemessenen Ganges durch die Dämmerung zu der Laube herüber, an deren Pfosten ein vor innerer Erregung blasses Mädchen lehnte, scheue Erwartung in den großen Augen.

Er ergriff herzlich ihre beiden Hände und bog sich etwas onkelhaft ehrbar zum Kuß hernieder. „Willkommen, Lucie, in der neuen Heimath!" sagte er mit verhaltener Bewegung in der Stimme. „Wie gern hätte ich Dich auf dem Bahnhofe begrüßt, aber ein unaufschiebbarer Krankenbesuch — wir Aerzte sind keinen Moment Herr unserer Zeit."

Sie saßen nebeneinander auf der Bank und hielten sich bei den Händen.

„Wie gut, daß Du da bist," flüsterte sie und sah ihm in das ernste Gesicht, das von einem röthlich blonden Bart umrahmt war und unverkennbar an die Mutter erinnerte mit der geraden Nase, der hohen Stirn und den hellen Augen, nur daß hier keine Spur jener Verbissenheit zu finden war, welche der Mutter Züge völlig beherrschte. Die Augen blickten treuherzig zu der jungen Braut hinunter.

„Der Abschied wurde Dir sehr schwer, nicht wahr?" sprach er weich. „Aber es mußte sein, Lucie! Wir kennen uns noch so wenig, und ich will doch auch nicht, daß Du mit einem wildfremden Menschen vor den Altar treten sollst; nicht wahr, Kleine?"

„O—deshalb—." Sie schwieg.

„Ich habe es Deiner Schwester versprochen und sie hat Recht."

Sie saßen wieder still nebeneinander; Lucie hatte Thränen in den Augen. Es war wohl richtig; sie kannten sich noch so wenig, immer nur flüchtige Minuten hatten sie sich gesehen am Krankenbett der Schwester; nachdem er an jenem Abend das Jawort erhalten, war er nicht einmal zu Tisch geblieben, weil ein Schwerkranker auf ihn wartete. Und dieser Kranke hatte ihn in der nächsten Zeit ebenfalls von der Oberförsterei fern gehalten, und als er endlich eines Sonntags Mittags kam, da theilte er den Erstaunten mit, daß er sich in seiner Vaterstadt als Arzt niederzulassen gedenke, und zwar in allernächster Zeit, um, wie er sagte, seiner kleinen Frau ein behagliches Heim zu bereiten.

Es wäre eine gute Idee, hatte der Schwager gemeint; es sei da viel Landbevölkerung in der Umgegend, und die Bauern bezahlten gleich baar. Die Doktoren würden in der Gegend immer reiche Leute.

„Meine Mutter hat mich auf den Gedanken gebracht," hatte er erwidert, „sie ist eine praktische Frau."

Dann waren sie Beide nach dem Essen in den Wald gegangen; der erste junge Frühlingsschimmer hatte über den Bäumen gehangen, und Anemonen und Himmelsschlüsselchen am Boden erblüht. Sie waren Hand in Hand auf dem feuchten Waldpfad geschritten, und er hatte von seiner Mutter gesprochen und von seinem verstorbenen Vater, und wie er sich freue, in dem alten Städtchen zu wirken und zu schaffen, in dem er seine Kinderjahre verbrachte. Sein ganzes Leben lag vor ihren Augen, jedes Wort drang ihr in's Herz; und am Abend, als er längst Abschied genommen mit einem „Auf Wiedersehen in Hohenberg!", da hielt sie noch beim Einschlafen den blühenden Haselnußzweig in der Hand, den er ihr gepflückt. Es that ihr wehe, daß er jetzt von einem „Kennenlernen" sprach, sie wußte nicht, weshalb.

„Und wenn wir uns nun kennen lernen, Alfred, und Du oder ich finden uns getäuscht in unseren Erwartungen—was dann? Sollen wir dann von einander gehen?"

„Das möge Gott verhüten," sagte er erschrocken und drückte ihre Hand. „Es wird nicht sein!"

Nun ging die Gartenthür, und mit langsamen, bedächtigen Schritten kam die Mutter den Weg entlang; hinter ihr trippelte Tante Dettchen. Beide Damen waren mit Handarbeiten beschäftigt; Frau Räthin strickte sogar im Gehen; sie setzte sich dem jungen Paare gegenüber, ohne einen Augenblick die Arbeit zu unterbrechen.

„Guten Abend, Alfred!" sagte sie, seinen Gruß erwidernd.

„Hat Dir Deine Braut vielleicht schon von ihrer Reisegesellschaft erzählt?" fragte sie nach einer Pause.

(Fortsetzung folgt.)

— Rücksichtsvoll. „Du, Emma, eben sah ich, wie Dein Mann Euer Dienstmädchen küßte!" — „Ach, der gute Mensch! In Allem schont er mich."

Per Schub nach Deutschland.

Mit dem Dampfer „Werra" fuhr am 7. April ein unheimlicher Passagier unter polizeilicher Bedeckung nach Deutschland ab. Es war das der Müller Ludwig Risch, auch Rischkee oder Rischky genannt, welcher auf Requisition der deutschen Gesandtschaft in Galveston, Texas, wegen dringenden Verdachts des Mordes verhaftet worden war, um den preußischen Criminalgerichten ausgeliefert zu werden. Risch wurde von dem Hilfsbundesmarschall Bernhard auf das obengenannte Schiff gebracht und schwimmt jetzt schon den heimischen Gestaden entgegen, die er nach vollbrachter unfreiwilliger Rückreise jedenfalls mit sehr gemischten Gefühlen betreten wird.

Der per Schub Zurückgeschickte hatte im Jahre 1883 von dem Müller Franz Schmolenski in Crossen a. O., Provinz Brandenburg, dessen Mühle für 80,000 Mark gekauft und ihm nach Abschluß des Kaufvertrages das Kaufgeld baar bezahlt. Schmolenski begab sich auf den Heimweg, der ihn durch einen Wald führte. Er traf jedoch nicht zu Hause ein und blieb spurlos verschwunden. Später verkaufte Risch die Mühle wieder und wanderte aus. Als etwa zehn Monate seit dem Verschwinden Schmolenski's verstrichen waren, fand man zufällig in einem abgelegenen Theile des Waldes eine fast unkenntlich gewordene Leiche, die jedoch an den Kleidern mit Bestimmtheit als die des verschollenen Schmolenski identificirt wurde. Geld oder Werthsachen wurden in den Taschen nicht vorgefunden. Der Verdacht der Thäterschaft fiel auf einen Schäfer, der um jene Zeit im Walde Schafe geweidet hatte. Er wurde verhaftet und in's Untersuchungsgefängniß gesteckt. Der Gram über die Schande trieb den Mann zu einer verzweifelten That: eines Morgens fand man ihn erhängt in seiner Zelle vor. Sein Selbstmord mußte den Verdacht gegen ihn fast zur Gewißheit machen, und so fiel kein Argwohn auf Risch. Doch der Schwager und die Schwägerin des unglücklichen Schäfers ruhten nicht, von der Unschuld desselben überzeugt, nach dem wirklichen Thäter zu forschen. Auf ihre Veranlassung nahmen die Behörden die Untersuchung gegen den ausgewanderten Risch nach Jahren wieder auf. Durch Briefe an seine in Crossen zurückgebliebenen und dort verheiratheten Töchter wurde sein Aufenthalt in Galveston, Texas, verrathen. Eine Masse von Beweismaterial liegt jetzt gegen ihn vor, das ihn ohne allen Zweifel als den Mörder des unglücklichen Schmolenski erscheinen läßt und Risch wurde daher auf Ersuchen der deutschen Behörden verhaftet und zunächst dem Bundesrichter Chauncey B. Sabin in Galveston vorgeführt, welcher dann seinen Weitertransport veranlaßte. Sein Antrag auf Freilassung wurde von der Supreme Court in Jackson abgewiesen. So wurde er dann der Obhut eines Hilfsmarschalls übergeben und in einem Pullman-Waggon direkt nach Philadelphia und von dort nach New York transportirt. Hierbei wäre es ihm fast gelungen, durch eine gewagte That zu entkommen. Der Beamte hatte es versäumt, seinem Gefangenen Handschellen anzulegen, da Risch anscheinend ganz ergeben in sein Schicksal schien und keinen Widerstand versuchte. Kurz ehe sich der Zug dem Delawareflusse näherte, bat Risch den Beamten, auf einen Augenblick in das Watercloset gehen zu dürfen. Nach erhaltener Erlaubniß ging er hinein und machte die Thür hinter sich zu. Soeben donnerte der Zug über die Brücke. Plötzlich hörte der Beamte das Klirren einer Glasscheibe. Er öffnete schnell die Thüre zum Closet, fand dasselbe aber leer und die Fensterscheibe zerbrochen. Hinausschauend erblickte er tief unten den Flüchtling im Flusse mit den Wellen kämpfend. Selbstverständlich gab der Marschall sofort das Alarmsignal; doch wurde es erst nach etwa zehn Minuten möglich, den Zug zum Stehen zu bringen. Dann fuhr der Zug wieder nach der Stelle zurück, und es gelang wirklich, den entsprungenen Risch, dem es noch nicht geglückt war, das Ufer zu erreichen, wieder einzufangen. Als er in New York anlangte, waren seine Kleider von dem erfolglosen Harrassprunge noch triefend naß. Risch ist etwa 55 Jahre alt. Er leugnet die ihm zur Last gelegte That.

Die armen Mädchen!

Ein Wehgeschrei ertönt aus den Fabriken der großen Städte. Man will ihnen Alles nehmen, was ihnen lieb und theuer ist, den armen Dingern mit den warmblütigen Herzen und den leichtsinnigen Köpfchen, den Mädchen, welche an Werktagen die Fabrikräume der Großstadt bevölkern und nur an Feiertagen mit Tom, Dick und Harry sich nach ihrer Art amüsiren können. Wahrscheinlich ist vielen Lesern schon in Fabriken ein Schild aufgefallen, das folgende Inschrift trägt:

„Den Freunden von „Chewing Gum" zur Beachtung:

Mädchen, welche beim Kauen von Gummi oder anderen Substanzen erwischt werden, sind sofort entlassen. — Der Superintendent besteht auf strenger Durchführung dieser Satzung."

Was sagen die Mädchen dazu? — „Geradezu infam," äußerte sich eine 17jährige Schöne einem Reporter gegenüber; „wir sollen den Gummi nicht kauen — als ob wir ihn stückweise verschlucken könnten, nichts sollen wir kauen. Wir arbeiten „beim Stück" und haben häufig stundenlang nichts zu thun, während welcher Zeit wir unsern Lunch einzunehmen pflegten. 's ist doch viel verlangt, wenn wir da nicht einmal kauen dürfen. Aber ich und ein anderes Mädchen haben sofort die Arbeit in der Fabrik aufgegeben und meine Eltern sind ganz einverstanden damit."

Es scheint in der That viel verlangt von jungen Mädchen, wenn man ihnen den Gebrauch der Mundwerkzeuge — sprechen dürfen sie ohnehin schon nicht miteinander — ganz verbieten will. — Aber, das ist noch nicht Alles, auch Bustles zu tragen ist ihnen in vielen großen Etablissements untersagt.—Und doch —wer könnte den jungen Arbeiterinnen böse sein darüber, daß sie diese „rücksichtlichen" Aufbauschungen den Modedamen nachzuahmen versuchen—die armen Dinger habens meistens nöthiger als die „großen Damen"!

„Allein," sagt der Vormann in der Fabrik, „jedes Mädchen zieht und zerrt und rückt ihren Bustle wenigstens fünfmal jeden Tag zurecht, wobei sie jedesmal in die Garderobe geht, wodurch wenigstens jedesmal 5 Minuten Zeit verloren gehen. 5 Mal den Tag macht 25 Minuten und wenn hundert Mädchen beisammen sind, macht das 2500 Minuten. Bedenken Sie den colossalen Verlust an Zeit und natürlich auch an Geld,—denn der Prinzipal muß die verlorene Zeit bezahlen." „Zeigt sich da nicht ein Weg zur Abschaffung des gräßlichen Bustles"? fragen sich vielleicht die Gegner der Mode. Nein! ist wohl die richtige Antwort — denn gerade das Verbot wird die Mädchen anspornen noch größere Bustles zu tragen als bisher. Trotz „Forelaöies und Prinzipalen" werden sie Süßigkeiten kauen und selbst die schärfste Aufsicht wird sie nicht hindern, romantische Liebes- und Räubergeschichten zu lesen.

— Es ist doch wichtiger als der Laie meint, wenn der Arzt nur zum Schein etwas verordnet, nur damit es aussähe, als thäte er etwas gegen das Leiden, über das ein Patient klagt. Soeben ist das erste Heft einer neu erscheinenden Sammlung klinischer Vorträge erschienen, welche sich „Berliner Klinik" betitelt. Dasselbe debütirt mit zwei Aufsätzen des Geh. Medicinal-Raths Prof. Dr. Herm. Senator, deren erster die Ziele und Wege der ärztlichen Thätigkeit behandelt. Es dürfte weitere Kreise interessiren, aus dem Vortrage des verdienten und erfahrenen Klinikers folgende Schlußsätze zu reproduciren: „Es bleibt mir noch übrig, eine Seite der ärztlichen Thätigkeit zu berühren, die gewöhnlich gar nicht ernst genommen wird, weil man sie falsch auffaßt. Der Arzt trifft nicht selten eine Anordnung wie man zu sagen pflegt: „ut aliquid fiat" oder „fieri videatur." Ich habe hierbei nicht solche Fälle im Auge, wo er ein Rezept verschreibt, um einen lästigen Patienten loszuwerden, denn das ist eine rein äußerliche Sache, die mit der ärztlichen Wissenschaft nichts zu thun hat und nicht mehr bedeutet, als irgend eine andere im menschlichen Verkehre vorkommende Manier, sich einer unbequemen Person zu entledigen. Vielmehr meine ich jene Fälle von sogenannten „eingebildeten Kranken", denen, wie jene Worte „ut aliquid fieri videatur" zu glauben verleiten, könnten, etwas zum Schein verordnet wird. Allein ein sogenannter „eingebildeter Kranker" ist wirklich krank, er leidet wirklich nur an einer anderen Krankheit, als er glaubt; diese bildet er sich ein, nicht aber gewisse Beschwerden oder auch nur ein unbehagliches Gefühl, Furcht vor Erkrankung und dergleichen. Nur in seiner Idee besteht eine bestimmte Krankheit, aber, daß ihn diese Idee quält, beherrscht, ist krankhaft. Erhält er dann einen Rath, eine Verordnung, die seiner festen Meinung nach gegen seine Krankheit, in Wahrheit aber nur scheinbar dagegen gerichtet ist, so kann er sehr wohl Beruhigung, Linderung, Heilung dadurch gewinnen. Es ist die dem Kranken unbewußte Einwirkung auf psychischem Wege und im Grunde dasselbe, was jetzt als Suggestion, als hypnotische Suggestion, so viel Aufsehen erregt. Es wird dem Kranken eine bestimmte Idee unterstellt, in unserem Falle die Idee, daß seine Krankheit behandelt wird, und wenn es gelingt, ihn mit dieser Idee vollständig zu erfüllen, ihm die Zuversicht, das Vertrauen, daß das Richtige geschieht, zu geben, so wird er nicht selten dadurch sein wahres und sein eingebildetes Leiden los."

— Von der wilden Romantik im slawischen Orient berichtet man aus Sutomore, 21. Juni: Die Fälle von Mord und Verwundungen aus Blutrache zwischen den albanesischen und montenegrinischen Gebirgsstämmen mehren sich täglich. Kürzlich ermordeten Montenegriner einen Muhamedaner Namens Lizmanowitsch, als er von Podgorizza nach Scutari zurückkehrte. Ferner wird aus Monastir, 21. Juni gemeldet: Der berüchtigte Brigantenchef Nico, ehemaliger Officier der griechischen Armee, ist gestern unweit Castoria mit neun Mann der griechischen Nationalgarde getödtet worden. Nico hatte seinerzeit bei Salonichi den englischen Oberst Singer gefangen genommen, welchen er später gegen ein Lösegeld von 14,000 türkischen Pfunden freigab. Bei Blatza wurden 13 andere griechische Freibeuter getödtet. Die Köpfe der Räuber sind bereits vor dem Palais des Statthalters ausgestellt. Diese Erfolge sind nur der Umsicht und der Thatkraft Halil Rifaat-Paschas zu verdanken.

— Aus London wird geschrieben: In der Pantomime im Coventgarden-Theater gab es eine Scene, in welcher der Harlequin, Harvey geheißen, im Schlafzimmer einen riesigen Floh im Bett findet, das Thier fängt und in's Kaminfeuer wirft, wo es mit gewaltigem Geräusch explodirt, worauf der Harlequin mit einem Besen noch eine Menge ähnlichen krabbelnden Ungeziefers aus dem Bett wischt. Im „Society Herald" wurde dieser Auftritt als ekelhaft und unfläthig geschildert; der Harlequin Harvey strengte gegen den Verleger der Zeitung einen Proceß an wegen Verleumdung und Ehrbeleidigung, weil er zur Zeit, da der Commentar in der genannten Zeitung erschien, aufgehört hatte, mitzuwirken. Der Verleger nahm in sein Blatt eine Correction auf, aber Harvey erklärte sie ungenügend und verlangte eine Geldentschädigung im Betrage von Lst. 100 — die Geschworenen sprachen ihm das Doppelte zu.

— Aus Nordhausen schreibt man: Der Wirth des hiesigen Gasthofes „Zu den drei Linden" war unter den Landwirthen, die bei ihm ihre Versammlungen abhielten und ihre Feste feierten, wegen ihres Mißgeschicks, daß ihm alle seine veranstalteten Feste verregneten, bekannt. Als nun in diesem Frühjahre seit dem Pfingsttage kein Regen gefallen war und in Folge dessen große Dürre herrschte, da erinnerten sich mehrere Oekonomen unserer Nachbarschaft jener Thatsache und veranlaßten Scherzes halber den jetzigen Wirth „Zu den drei Linden" zur Veranstaltung eines Gartenfestes mit Concert der Stadtkapelle, um zu erproben, ob auch jetzt noch auf dem Gasthause das alte Verhängniß ruhe. Die Stadtkapelle war bestellt und das Gartenfest öffentlich durch die Tagesblätter angezeigt — und richtig, in der Nacht vor dem Festtage regnete es zum ersten Male wieder nach langer Zeit. Als der Nachmittag herankam, das Gartenfest seinen Anfang nahm und die Stadtkapelle das erste Stück spielte—da öffnete der Himmel seine Schleusen, und es kam ein ausgiebiger Regen zur großen Freude der versammelten Landwirthe. Der Wirth soll trotz des verregneten Gartenfestes auf seine Rechnung gekommen sein. Die Landwirthe beabsichtigen, derartige Feste im Gasthause „Zu den drei Linden" zu wiederholen, so oft es die Umstände erfordern, d. h. so oft es an Regen fehlen wird.

— In Shanghai und den angrenzenden Bezirken Honan und Shangtung ist eine große Empörung ausgebrochen. Die Bevölkerung jener Distrikte, welche durch die jüngsten Ueberschwemmungen des Gelben Flusses um ihre Habe gebracht wurde, hat zu den Waffen gegriffen und ein schreckliches Massacre unter der mit der Steuererhebung betrauten Beamtenschaft angerichtet. Das zur Bewältigung des Aufstandes ausgesandte Militär fraternisirte mit den Rebellen. Als die Offiziere die Soldaten an ihre Pflicht mahnten, wurden sie von den Meuterern niedergemacht. Sengend und plündernd durchziehen die Aufständischen das Land. Die chinesische Regierung trifft Anstalten zur raschen Niederwerfung der Revolte.

— Vorwurfsvolle Frage. Hausfrau: „Rieke, ich möchte wissen, wo Du mit dem Braten geblieben bist — es ist doch mehr als die Hälfte hinausgekommen?" — Köchin: „Aber gnädige Frau, haben Sie denn nie einen Schatz gehabt?"

— Dann freilich! „Warum ist denn die Sängerin, welche mit so viel Lärm angekündigt war, nun doch nicht aufgetreten?"—„Ihr wurde am Bahnhof der Koffer mit ihren körperlichen Reizen gestohlen!"

Der erste Schlaf.

Als Adam einst im Paradies
Den ersten Schlaf gehalten,
Nahm Gott die Rippe ihm und ließ
Draus Eva sich gestalten.

War es ein Glück, was ihn da traf?
Ob ich ihr Unrecht thue?
Es war wohl Adams erster Schlaf,
Doch seine letzte Ruhe.

Albert Rieden.

Zufällige Einfälle.

— Es giebt Gegenstände, die zu gleicher Zeit neu und alt sein können, z. B. ein noch nicht in Gebrauch genommenes Adreßbuch vom vorigen Jahr.

— Je kleiner ein Zwerg ist, desto größer steht er da.

— Das ist größte Noth, wenn man gezwungen ist, seine Goldfische zu versilbern.

— Eine gute Idee, eine entschieden gute, hatte ein Kommis in einem vielbesuchten Berliner Modewaarenmagazin, als er den Versuch unternahm, zwei höchst unangenehme Kunden auf höfliche Weise loszuwerden. Es ist eine bekannte Thatsache, daß die meisten Frauen eine unsägliche Freude daran haben, Einkäufe zu machen; wenn sie irgendwie verhindert sind, einzukaufen, so bereiten sie sich wenigstens das kleinere Vergnügen, in Kaufläden die Rolle von Kundschaften zu spielen, sich Allerlei zeigen zu lassen und sich endlich mit dem Versprechen „gelegentlichen Wiederkommens" zu entfernen. Schöne Seelen, die es nicht über sich bringen, einen Mitmenschen nutzlos bemüht zu haben, kaufen nach stundenlangem „Gastiren" irgend eine Kleinigkeit, aber diese steht in keinem Verhältnisse zu der verschwendeten Zeit. Erfahrene geschulte Kommis eignen sich nach und nach einen gewissen Scharfblick für Erkenntniß der bewußten Kundengattung an und kommen denselben mit kühler Reserve entgegen. Was aber die gute Idee betrifft, von der wir zu erzählen haben, so verdient sie in der That, nachgeahmt zu werden.... Kommen da zwei Damen aus der Provinz in den eleganten Laden, lassen sich Stoffe vorlegen, Stoffe und wieder Stoffe, und so groß der aufgespeicherte Vorrath ist, noch größer erweist sich ihre Kunst, neue Wünsche zu äußern. Nachdem sie fast schon Alles gesehen und nichts behalten haben, äußern sie ihre Sehnsucht nach einem Stoffe, den sonst Niemand mehr sucht. Der Kommis, der bisher ruhig sich hatte tyrannisiren lassen, beschloß endlich, sich zu krümmen, und mit höflichem Lächeln bemerkte er: „Diese Nuance ist in dem Schaufenster vorhanden; wollen die Damen sich gütigst hinausbemühen." Die Damen, schier erschreckt, daß man sie jetzt beim Worte nehmen würde, bemühen sich wirklich gütigst hinaus, der Kommis ist aber.... fein drinnen geblieben, glücklich, seinen Quälgeistern entronnen zu sein. Diese suchten im Schaufenster vergebens die fragliche Nuance — und mit einem Male erkannten sie, daß der Kommis sie blos hatte hinausbugsiren wollen, aber sie nahmen die kleine Lektion von der heiteren Seite, lachten herzlich und nahmen sich vor, in Zukunft in keinem Laden so lange Besuche zu machen. Wir fürchten, daß es bei den guten Vorsätzen bleiben wird, mit denen ja immer der Weg zur Hölle gepflastert ist....

— Ein weichherziger Duellant. — A.: „Wenn Sie Ihren Gegner im Duell tödten wollen, müssen Sie in unerschütterlicher Ruhe abwarten, bis er sich eine Blöße giebt." — B.: „Aber wenn ich ihn nur verletzen will?" — A: „Dann sagen Sie einfach zu ihm: „Sie sind ein Trottel!" Dies wird ihn gewiß verletzen."

— Zu den Lieblingen Friedrichs des Großen gehörte der General von Zaremba. Einst fragte der König ihn: „Sage Er einmal, Zaremba, wie lautet eigentlich sein ganzer Name?" Der General antwortete: „Zaremba Rothozatazurak." — „So heißt ja der Teufel nicht!" rief Friedrich. „Der ist auch nicht von meiner Familie," erwiderte der General trocken.

— Zur Diagnose.—Arzt: „Ihr Mann scheint sich im ersten Stadium des delirium tremens zu befinden. Haben Sie niemals bemerkt, daß er Personen verkennt?" — Frau: „Ja. Mich z. B. sieht er meistens für einen Drachen an und das Dienstmädchen für einen Engel!"

— Drohung. Mann, den seine Frau, als er total benebelt heimkommt, mit einem Donnerwetter empfängt: Adelgunde, Adelgunde, durch diese ewigen häuslichen Scenen wirst Du es noch dahin bringen, daß ich mich dem Trunke ergebe!

— Im Sturmschritt. „Essen Sie gern Sauerkraut, mein Fräulein?!" „Ja!" „Möchten Sie für die Folge dazu gern billiges Schweinefleisch essen?" „Warum nicht!" „Dann heirathen Sie mich! Ich bin der Schweinemetzger Würstle!"

— Gerechtfertigt. „Aber Du, Schlachtenbilder passen doch nicht recht in ein Schlafzimmer." — „Warum nicht? Meine Frau und ich gleichen die ehelichen Differenzen immer in diesem Raume aus!"

— Vertraulich. — Lieutenant: „Hast Du dem Fräulein das Bouquet übergeben?" — Bursche: „Ja, Herr Lieutenant. Ist die aber schön! Wollen wir die nicht heirathen, Herr Lieutenant?"

— Bettler-Humor. Handwerksbursch: „Ach gnädiger Herr, ich hätte sehr gebeten um eine kleine Gabe!" — Herr: „Machen S' doch lieber die Thüre von draußen zu!" — Handwerksbursch: „Ui je der alte Witz!"—

— Auch ein Grund. „Ist es wirklich wahr, Frau Baumann, daß Sie dies Jahr eine Badereise machen wollen?" — Frau Schustermeister Baumann (deren Gatte vor Kurzem in der Lotterie gewonnen hat): „Ganz gewiß, Frau Müller! Gott, wir haben's ja, und mein Mann ist nun einmal sehr vor Reinlichkeit.

— Aufmunterung. — Herr (zu einer Dame, die von der Gesellschaft zum Klavierspiel genöthigt wird): „Bitte, mein Fräulein, lassen Sie sich erweichen und machen Sie gute Miene zum bösen Spiel!"

— Die Urkunde. Polizeilieutenant: Können Sie eine Urkunde vorlegen, die über Ihre Person Näheres angiebt? Student: Jawohl. (Ueberreicht den Pfandschein seiner Uhr).

— Schrecklicher Traum. „Was hast Du denn heute Nacht gehabt, liebes Männchen? Du hast ja fürchterlich geschnarcht und gepustet!" — „Ja denk' Dir nur — so ein Unsinn! Ich träumte, ich sei eine Straßenlokomotive!"

— Ein Wink mit dem Zaunpfahl. Herr: Wohin möchten Sie denn heute am liebsten geh'n? Fräulein Johanna? — Aelteres Fräulein: Aufs Standesamt.

— Die Leidensgefährten. Vater: So, wieder nicht versetzt, du Schlingel! So lange, wie Du, klebt sicher keiner in der Klasse. Anderthalb Jahre! Sohn: Der Herr Lehrer sechse.

— Aus der Gesellschaft. „Sagen Sie, wer ist denn dort die hübsche, corpulente Dame?" — „Kann nicht dienen! Ich weiß nur, daß man sie die „Venus von Kilo" heißt!"